

Ungleiche Schweiz
Wer hierzulande arm aufwächst, wird wahrscheinlich auch arm sterben. 11

Alles organisiert
Morgen wird die WM ausgelost. Eine Reise von Moskau nach Jekaterinburg. 16

«Gvätterle»
Ben Vatter reisst das Publikum in seinem ersten Soloprogramm von den Sitzen. 26



Jürg Halter
Der Künstler wird heute im Stadttheater wieder Unbehagen auslösen. 17

AZ 3000 Bern 1

Der Bund

Donnerstag, 30. November 2017 – 168. Jahrgang, Nr. 280 – Fr. 4.– (inkl. 2,5% MwSt)

Unabhängige liberale Tageszeitung – gegründet 1850

So werden Kinder gemacht

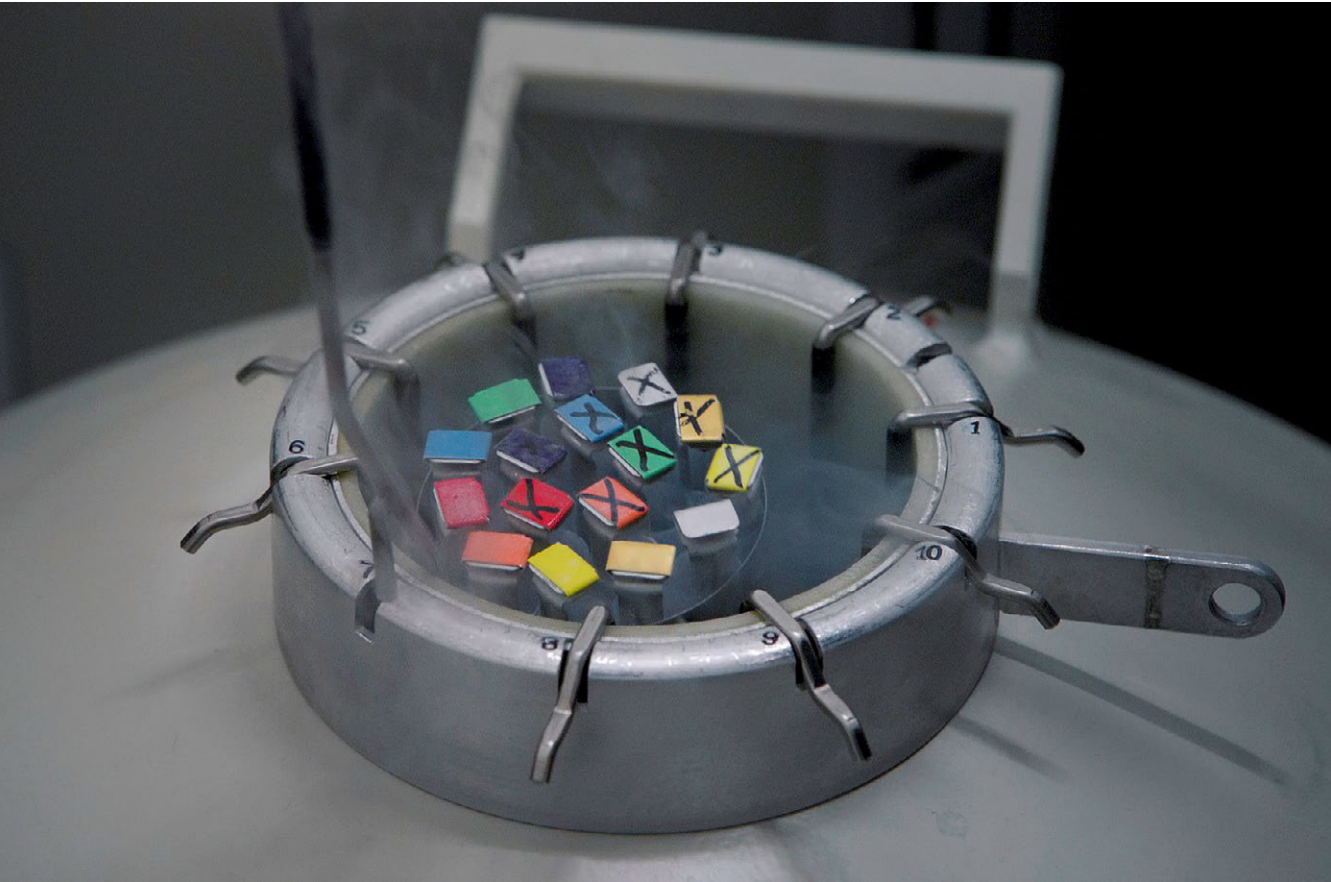


Foto: zvg

Eizellen werden im Labor befruchtet, Embryonen in Stickstofftanks eingefroren: Die Reproduktionsmedizin machts möglich. Ist das zum Schauern? Die Bernerin Barbara Burger hat darüber einen nüchternen, aber eindringlichen Film gedreht. (klb) – Seiten 25/26

Heute im «Bund»

Brexit
EU-Kommission sieht «Bewegung» in Finanzfrage
London und Brüssel scheinen sich im Streit um die Brexit-Schlussrechnung anzunähern. EU-Agrarkommissar Phil Hogan sagte, es habe in den letzten 24 Stunden «Bewegung gegeben». – Seite 3

Bitcoin
Bei der digitalen Währung gibt es kein Sicherheitsnetz
Die boomende Online-Währung Bitcoin wird für ihre Unabhängigkeit gelobt. Doch gleichzeitig bürgen auch kein Staat und keine Bank für den Bitcoin. Zudem droht das Platzen der Blase. – Seite 13

Formel 1
In Hinwil dürfte schon bald italienisch gesprochen werden
Alfa Romeo kehrt an der Seite von Sauber in die Königsklasse des Motorsports zurück. Was beabsichtigt der Fiat-Chrysler-Konzern? Was bedeutet es für den Schweizer Rennstall? – Seite 14

Muri
Widerstand gegen Verlegung des Aarewegs hat Erfolg
Die umstrittene Verlegung des Muriger Aarewegs ist vom Tisch. Der Kanton will stattdessen mit provisorischen Massnahmen über fünf Jahre gegen die Erosion vorgehen. – Seite 17

Kunst
Er gehörte dazu und war doch ein Fremdling
Als eine Würdigung zum Geburtstag geplant, wird eine Ausstellung in der Berner Galerie Soon nun ein Abschied: Der Maler Egbert Moehsnang ist im 90. Lebensjahr gestorben. – Seite 26

«Berner Woche»
Von Popikonen und Muskelmännern
Die «Babes» der Popwelt: das Festival Bone. – Finstere Hip-Hop-Antithese: Ho99o9. – Spielfilm über einen Muskelmann: «Goliath». – Zukunft der Populärmusik: Symposium. – Seiten 27-31

Meinung & Analyse

«Das neue Fieber der Ideologisierung ist auch Reaktion auf Merks Politstil.»

Dominique Eigenmann über die Renaissance der Streitkultur in Deutschland. – Seite 2

Thomas Hasler über das neueste Raser-Urteil aus Lausanne. – Seite 8

Service

Meinungen/Leserbriefe – 8/23
Todesanzeigen/Danksagungen – 12/18
Börse – 13
Fernsehen & Radio – 22
Wetter – 23
Berner Kultur – 28
Kinoprogramm – 30/31

Private und KMU sollen Zeche der Stromlobby zahlen

Die Strombranche will im Parlament Haushalten und Gewerbe günstigere Tarife vorenthalten.

Raphaela Birrer und Stefan Häne

Alle sind sich einig und doch tobt ein erbitterter Streit: So lassen sich die Beratungen zur Strategie Stromnetze im Parlament zusammenfassen, die heute in eine neue Runde gehen. Einig sind sich National- und Ständerat darin, dass die Vorlage dringend nötig ist, um die technischen Voraussetzungen für die Umsetzung der Energiestrategie 2050 zu schaffen. Infrastruktur und Bewilligungsverfahren müssen dem neuen Energiemix angepasst werden.

Strittig ist hingegen ein Element in dem Gesetz, das inhaltlich gar nichts mit der Stromnetzinfrastruktur zu tun hat. Stattdessen geht es um die finanzielle Situation der Elektrizitätswerke: Sie sollen nicht mehr verpflichtet sein, die Preisvorteile auf dem internationalen Markt an ihre gebundenen Kleinkunden – die

Haushalte und das Gewerbe – weiterzugeben. Den entsprechenden Antrag hat FDP-Ständerat Martin Schmid eingereicht. Der einflussreiche Bündner ist unter anderem Verwaltungsrat des Stromunternehmens Repower. In der vorberatenden Energiekommission, die das Geschäft vorgespurt hat, ist sein Anliegen auf offene Ohren gestossen. Dort haben 6 der 13 Mitglieder Mandate in der Stromwirtschaft. Nationalräte sprechen deshalb von einem Erpressungsversuch der Stromlobby – ein Versuch, der die Haushalte und KMU um eine günstigere Stromrechnung bringen würde, falls er erfolgreich wäre. Und danach sieht es zurzeit aus: Die beiden Räte steuern zwar auf eine Einigungskonferenz zu, doch gewichtige Energiepolitiker im Nationalrat geben zu bedenken, dass die Vorlage zu wichtig sei, um sie abstürzen zu lassen. – Seite 6

Bei Behinderten wird gespart

Alle Lobbyarbeit hat nichts genützt, die Opposition von SP und Grünen blieb wirkungslos: Der bernische Grosse Rat hat gestern die Spardebatte fortgeführt und bei Alten, Behinderten und bei der Spitex gespart. Gesundheitsdirektor Pierre Alain Schnegg (SVP) verteidigte die Massnahmen des Regierungsrats hartnäckig und teils auch mit ungewohnter Offen-

heit. Die lineare Kürzung bei den Behinderteninstitutionen bezeichnete er als «absolut tragbar». Und: Die Institutionen sollten einmal ihre Direktionsetagen genau anschauen. Rücksicht nahm das Parlament auf die Spitex. Ihr gewährte es eine Schonfrist. Der Verband der Behinderteninstitutionen zeigte sich «sehr enttäuscht». (db) – Seite 19

Kriegsverbrecher trinkt nach Urteil Gift

Vor dem Internationalen Strafgerichtshof für das ehemalige Jugoslawien in Den Haag hat der Angeklagte Slobodan Praljak Gift getrunken. Praljak starb später im Spital. Das Kriegsverbrechertribunal der Vereinten Nationen hatte zuvor die im Mai 2013 verhängte Haftstrafe von 20 Jahren gegen den bosnischen Kroatien bestätigt. (sda) – Seite 5

Postgesetz schützt Bern nur ungenügend

Heute debattiert der Ständerat darüber, ob die Post bei der Schliessung von Filialen gebremst werden soll. Eine Analyse des «Bund» zeigt: Während einige Randregionen bereits mit der aktuellen Verordnung relativ gut geschützt sind, reichen die Vorschriften für Teile des Kantons Bern mit seinen grossen Raumplanungsregionen nicht aus. (stü) – Seite 9

Heute mit «Mietmarkt» Seite 10

Redaktion Der Bund, Dammweg 9, Postfach, 3001 Bern, Tel. 031 385 11 11, Fax 031 385 11 12, Internet www.derbund.ch, Mail: redaktion@derbund.ch
Verlag Der Bund, Dammweg 9, Postfach, 3001 Bern, Tel. 031 385 11 11 Fax 031 330 36 86 **Inserate** Tamedia Advertising, Dammweg 9, Postfach, 3001 Bern, Tel. 031 330 33 10, Fax 031 330 35 71, Mail: inserate@derbund.ch **Abonnemente** Tel. 0844 385 144 (Lokaltarif), Mail: abo@derbund.ch



Anzeige



Degustation von Schweizer Weinen
& Direktverkauf

Freitag 15.00 - 21.00 Uhr
Samstag 11.00 - 20.00 Uhr

Die 4. Weinmesse
der selbsteinkellernden Weinbauern
vinumrarum.ch
1./2.12.2017 – BERNEXPO

Gutschein

für 1 Eintritt im Wert von CHF 15.–
inkl. Degustationsglas
Bon ausschneiden und mitbringen

BERNEXPO, Mingerstrasse 6, 3014 Bern
Weitere Informationen unter: **vinumraum.ch**

Schweizerische Vereinigung der Selbsteinkellernden Weinbauern



«**Berner Woche**»
Die «Babes» der Popwelt: das Festival Bone.
Finstere Hip-Hop-Antithese: Ho99o9.
Spielfilm über einen Muskelmann: «Goliath».
Zukunft der Populärmusik: Symposium. 27-31

Alter Meister
Der Berner Künstler
Egbert Moehs nang
ist im 90. Lebensjahr
gestorben. 26

Schulmeister
Das Duo Immerblau
wachte über die Taufe
des «Bund»-Essay-
Sammelbands. 32

Der kleine **Bund**



Die befruchteten Eizellen haben womöglich Jahre bei minus 196 Grad Celsius im Stickstoff verbracht. Nun werden sie langsam wieder aufgetaut. Foto: zvg

Reise in den erweiterten Unterleib

Babys werden längst auch im Labor gemacht. Ist das zum Staunen oder zum Schaudern? Die Berner Regisseurin Barbara Burger widmet der Reproduktionsmedizin einen nüchternen, aber eindringlichen Film.

Regula Fuchs

Jetzt ist es passiert. Die Eihülle ist durchstossen. In der Kanüle ist ein winziges Pünktchen zu erkennen, eine Samenzelle. Sie zieht sich erst etwas zurück, als nähme sie Anlauf, dann wird sie sanft hineingestossen ins Innere der Eizelle. Vielleicht ist man gerade Zeuge geworden, wie hier, in einer Glasschale, ein Mensch entsteht.

ICSI heisst dieses Verfahren, «intrazytoplasmatische Spermieninjektion»: Das bedeutet, dass die Embryologin den Spermien ein wenig hilft auf dem Weg in die Eizelle. «Brave Kinder», sagt sie später, beim Blick ins Mikroskop. Was sie sieht, ist ein Zellhaufen. Für zwei Menschen draussen ist es der Fluchtpunkt aller Hoffnungen.

Die ungewollte Kinderlosigkeit stand am Anfang von Barbara Burgers Film «Kinder machen», in dem sie jenen über die Schulter schaut, die Kinderwünsche erfüllen. Im Umfeld der Bernerin gab es Paare, die keine Kinder bekommen konnten, und die Regisseurin, selber Mutter von zwei Kindern, erfuhr, wie belastend das für die Betroffenen war. «Es fühlt sich an wie ein Versagen», sagt Burger. Zur selben Zeit stiess sie in einem Heft auf ein Inserat, das sich an Frauen richtete. «Alles zu meiner Zeit», hiess es da. Karriere? Selbstverwirklichung? Reisen? Kein Problem, Kinder lassen sich

auch noch später bekommen, so die Botschaft. «Ich hatte damals, vor sechs, sieben Jahren, keine Ahnung, wovon die Rede war», erzählt die 44-Jährige. «Social Freezing kannte man noch nicht.»

Burger informierte sich über das Verfahren, das es ermöglichte, Eizellen einzufrieren, ohne dass sie Schaden nehmen, und zum Zeitpunkt, wenn die Frau bereit ist, wieder aufzutauen. «Das klang alles so einfach.»

Da war auf der einen Seite das Werbeversprechen des individuell planbaren Kinderwunsches; auf der anderen Seite waren die kinderlosen Paare, die grosse physische, psychische, finanzielle und zeitliche Belastungen auf sich nahmen – bei einer relativ geringen Chance (etwa 35 Prozent), tatsächlich ein Kind zu bekommen: In dieser Diskrepanz lag für Barbara Burger die, nun ja, Keimzelle ihres Films.

So wirft Burger etwa einen Blick in jene Münchner Kinderwunschpraxis, wo Türen per Fingerabdruckscanner aufgehen und Dr. Jörg Puchta als einer der Ersten Social Freezing angeboten hat. Sogar die Eizellen seiner Tochter hat er schon eingefroren. Da sitzt nun

also dieses Paar bei ihm, sie Chinesin, er Deutscher. Auf natürlichem Wege ist sie nicht schwanger geworden, nun solls eine künstliche Befruchtung richten, schliesslich erlaubt es der volle Terminkalender nicht, Sex nach Plan zu haben. Und sowieso, in China sei das gang und gäbe. Doch Puchta ist zurückhaltend. Erst mal sollen sie es auf natürliche Weise versuchen. Das hätte man vom Arzt mit dem sonnenverwöhnten Teint nicht erwartet; das kleine Erstaunen ist aber symptomatisch für diesen bewusst unaufgeregt erzählten Film: Er lässt Vorurteile sanft bröckeln, immer wieder.

Mit Hingabe am Werk

Auch für Barbara Burger selber war die Reise durch die Welt der Reproduktionsmedizin «ein Wechselbad», wie sie sagt – Faszination und Bedenken, Staunen und Schaudern hätten sich permanent abgelöst. Etwa in den Labors, den Orten also, wo Samen- und Eizellen zueinandergeführt werden. Es sind intime Räume mit gedämpftem Licht, in denen hochkonzentriert gearbeitet wird. Keine Spur von Romantik, aber auch keine Spur von Frankenstein. Und doch: «Eigentlich befindet man sich im erweiterten Unterleib der Frau», sagt Burger.

Keine einfache Sache, hier zu filmen. Nicht, weil die Reproduktionsmediziner lieber hinter verschlossenen Türen arbeiteten (im Gegenteil, sagt Burger, sie sei

auf grosse Offenheit gestossen). Sondern weil jeder, der zusätzlich im Raum ist, das sensible Klima stört. «Wir waren oft nur zu zweit, der Kameramann und ich.»

Was Burger vor allem beeindruckte, war die Hingabe, mit der die Embryologinnen am Werk waren. «Diese Menschen sind extrem mit ihrem Beruf und ihrer Aufgabe verbunden. Und sie freuen sich über jede Schwangerschaft, jede Geburt.» Also keine Freaks, die nicht über den Rand der Petrischale hinausschauen. Sie sind ständig im Kontakt mit ihren Patientinnen, geben Auskunft über die «Babys», fühlen mit, leiden mit.

Doch auch wenn die künstliche Befruchtung heute Alltag ist: Die grossen Fragen werden nicht weniger. Mit jeder Innovation kommen neue. Nicht nur ist es möglich, Embryos für eine bestimmte Zeit einzufrieren, es ist auch möglich, an

ihnen Untersuchungen vorzunehmen. In der Schweiz ist das Gesetz zur Fortpflanzungsmedizin, über das das Volk zwei Mal abgestimmt hat, diesen Herbst in Kraft getreten. Es erlaubt etwa, Embryonen auf Erbkrankheiten zu testen. In anderen Ländern erlaubt es die Gesetzgebung, Embryonen auszusortieren – nicht nur, wenn sie Träger von Erbkrankheiten sind, sondern auch, wenn sie das falsche Geschlecht haben.

Embryonen zum Leben erwecken

Darf alles gemacht werden, was technisch möglich ist? An dieser Frage reiben sich auch die Politiker im National- und Ständerat, die Barbara Burger in ihrem Film zeigt; hier scheinen die üblichen Parteigrenzen weniger eine Rolle zu spielen als ganz persönliche Überzeugungen. Gibt es ein Recht auf ein Kind? Auf ein gesundes Kind? Wann darf man eingreifen, wann nicht? Was geschieht mit überzähligen Embryonen? Ab wann hat ein Embryo eine Seele? Antworten oder Gewissheiten sind allerdings nicht zu haben, und zwar nicht nur für die politischen Entscheidungsträger: Auch die Fachleute in «Kinder machen» betonen immer wieder, dass noch vieles rund um die Zeugung im Dunkeln liege.

Da ist etwa jene Medizinerin, die gerade dabei ist, Embryonen nach einem

«Keine Kinder bekommen zu können, fühlt sich für die Paare an wie ein Versagen.»

Barbara Burger

Fortsetzung auf Seite 26

Kultur

Fortsetzung von Seite 25

Reise in den erweiterten Unterleib

genau vorgegebenen Takt aufzutauen, also im Grunde wieder zum Leben zu erwecken, nachdem sie auf winzige, mit Farben markierte Stäbchen geklebt worden waren und womöglich Jahre im Stickstofftank bei minus 196 Grad Celsius verbracht haben: Solche Babys hätten ein höheres Geburtsgewicht, sagt sie. Warum das? Man weiss es nicht.

Das Geschäft mit der Hoffnung

Klar dagegen: Die Reproduktionsmedizin ist ein Markt. Burger zeigt, wie die Branche an einer Messe ihre neusten Produkte feilbietet. «Als ich diese riesige Halle sah, habe ich schier den Boden unter den Füssen verloren. Die biologischen Vorgänge rund um die Zeugung können heute technisch nachgestellt werden. Und damit wird viel Geld verdient.» Von der Maschine, die Spermien melkt (durchaus wörtlich), bis zum Laser, der dem Embryo hilft, besser aus der Eihülle zu gelangen: Das Geschäft mit der guten Hoffnung ist Big Business. Und dennoch gibt es darin Menschen, die nicht nur auf den Gewinn zielen, sondern die kinderlosen Paare im Blick haben. Wieder so eine zweiseitige Angelegenheit.

«Vielleicht lachen wir in zwanzig Jahren über diesen Film und denken, wie naiv waren wir damals. Vielleicht werden unsere Kinder so selbstverständlich mit Social Freezing umgehen wie heute mit Apps», sagt Burger. «Aber wir wissen es schlicht noch nicht.» Dass die Filmemacherin eine bewusst neutrale Haltung einnimmt, die Diskussion versachlichen will, macht «Kinder machen», übrigens ihr erster langer Dokumentarfilm, so sehenswert. Der Effekt beim Zuschauer: produktive Verunsicherung. Und Interesse. Und dazu die Bilder von kühler Schönheit, die Kameramann Ulrich Grossenbacher dem Labor entlockt hat.

Transfer mit Grönemeyer

Bleiben schliesslich, neben allen grossen Fragen, die Tücken des alltäglichen Umgangs, auch mit der Psyche der Patientinnen. Zum Beispiel beim, wie es im Fachjargon heisst, «Embryotransfer»; dann also, wenn einer Frau die befruchtete Eizelle in die Gebärmutter eingesetzt wird. Barbara Burger zeigt auch das, wobei sie die Kamera mit grossem Gespür für Diskretion auf den Arzt richtet, nicht auf die Frau. Jetzt komme die «heilige Fracht», sagt dieser, bevor er den dünnen Schlauch einführt, wissend, dass er hier eine Rolle einnimmt, die ihm die Natur nicht zugedacht hätte. Um den Moment zu einem guten zu machen, hat er vorher Musik aufgelegt. Herbert Grönemeyer. «Und der Mensch heisst Mensch, weil er vergisst, weil er verdrängt», singt er. «Und weil er lacht, und weil er lebt.»

«Bund»-Filmsoirée heute, 20.30 Uhr, Kino Club. In Anwesenheit der Filmcrew, Moderation: Fred Zaugg.

Beharrlich am Rand

«Wiederentdeckte und aktuelle Arbeiten» heisst die Ausstellung zum 90. Geburtstag von Egbert Moehsnang in der Galerie Soon. Als Würdigung geplant, wird sie nun ein Abschied: Der Maler ist fast 90-jährig gestorben.

Martin Bieri

Gleich neben der Tür der Galerie Soon in der Münstergasse: eine Kinderzeichnung, vielleicht ein Polizist, der jemanden festnimmt oder der jemandem hilft. Mit fünf zeichnete Moehsnang diese Szene auf einen Bierdeckel. Sie begleitete ihn ein Leben lang. Das ist das älteste Werk, wohl eine «Wiederentdeckung», in der Ausstellung. Das jüngste, «aktuellste», hängt fast zuhinterst, ein Kriegsbild. Die Aktualität, die es mitteilt, heisst: Tod.

Egbert Moehsnang kommt 1927 in Amberg, Bayern, zur Welt. Mit 15 wird er zur Wehrmacht eingezogen, mit 16 kommt er zur Fliegerabwehr an die Front. Angeblich verteilt er Pamphlete gegen das Regime, später Flucht, amerikanische Kriegsgefangenschaft. 1945 Heimkehr zur Familie, einen Tag nachdem der Vater gestorben ist. Dann Kampf ums Überleben im Frieden: die Familie ernähren und sich durchschlagen. «Der Krieg und die Zeit danach: viel Hunger, viel Leid, viel Tod», schreibt Moehsnang später. Sonst gibt er so gut wie nichts preis über jene

Moehsnang blieb der Sprache der Avantgarde treu, weil sie seine eigene, innere Stimme war.

schlimme Spanne, beschäftigen wird sie ihn aber ein Leben lang, das wird man in seinen Werken sehen. Zwei Wochen besucht Moehsnang in München die Akademie, dann schmeisst er hin und bleibt brillanter Autodidakt. Im Glauben, der junge Mann sei Musiker, lädt ihn die Pianistin Anna Hirzel-Langhan, eine Bekannte der Familie, 1950 in die Schweiz ein. Als sich herausstellt, dass Moehsnang Maler ist, porträtiert er wenigstens den Freundeskreis von Hirzel-Langhan auf Schloss Berg im Kanton Thurgau, darunter den Berner Regierungsrat Walter Siegenthaler.

So kommt Moehsnang nach Bern. Es sind keine schlechten Kunstjahre in Bern. Arnold Rüdlinger führt die Kunsthalle und bringt Franzosen und Amerikaner in die Schweiz, den Tachismus, den abstrakten Expressionismus. Moehsnang nimmt selbst an Gruppenausstellungen in der Kunsthalle teil. Eine Variante des jetzt bei Soon zu sehenden Drucks «Schlüssel» wurde 1955 in der Ausstellung «Junge Berner Künstler» gezeigt.

Jung war Moehsnang damals noch, doch sein «richtiges Alter» sei immer



Ohne Eile arbeitete er weiter an seinem Informel: Egbert Moehsnangs Bild «Ohne Titel, Komposition rot schwarz». Foto: zvg

schon das «des alten Mannes» gewesen, sagt er später. Moehsnang gehörte zur Szene – seine Atelier befand sich an der Postgasse 20, wo auch Meret Oppenheim wirkte – und doch nicht ganz. Er nahm die dynamische, gestische Malerei der Zeit auf und erdauerte darin doch einen eigenen Weg.

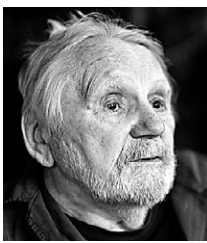
Langwieriges Handwerk

«Sein Selbstschutz waren Höflichkeit und Zurückhaltung, was zur freizügigen existenzialistischen Kunstszene der Rüdlinger-Zeit in krassem Kontrast stand», schrieb Paul Nizon über Moehsnang. «Schuld- und Schreckenstilgung» seien damals nicht die Themen der Berner gewesen. Die von Moehsnang wohl schon. Nizon: «Moehsnang gehörte am Rand zu uns. Und war doch ein Fremdling.» 1970 zog sich der Maler, der zum Kunstmarkt ohnehin schon immer Distanz hielt, auch räumlich zurück und lebte fortan, bis letzten Sonntag, mit seiner Familie in einem zum Atelier umgebauten Hof in Schüpfen.

Dort arbeitete er weiter an seinem Informel, beharrlich und ohne Eile, sodass das gestische Malen bei ihm zu einer Angelegenheit in Zeitlupe wurde. Moehs-

nanng spachtelte kurz in und sass lang vor seinem Bild, das Betrachten dauerte, weil er eben nicht die äusserliche Geste, sondern Genauigkeit suchte. Moehsnang blieb der Sprache der Avantgarde treu, weil sie seinen eigene, innere Stimme war. Was nicht heisst, dass er nur gemalt hätte. Viel Arbeit steckte er ins Kupferstechen, an sich schon ein langwieriges Handwerk, womit er im Bern der 50er- und 60er-Jahre nicht der Einzige war, der 2015 verstorbene Peter Stein zum Beispiel tat das ebenfalls.

Die jetzt bei Soon ausgestellte Reihe «Ein Erinnerungssplitter und mehr . . .», eine aus zehn Aquatintadrucken bestehende Mappe, dokumentiert die Meisterschaft, die Moehsnang mit dem Kupfer erreichte. Und als im Alter die



Egbert Moehsnang. Ausstellungen im

Kunstmuseum Bern und in der Galerie Kornfeld.

Konsequenz und Haltung

«In einer Weise substanziell, die als Sonderfall bezeichnet werden kann», schreibt Peter Fischer, ehemaliger Direktor des Zentrums Paul Klee, sei Moehsnangs Arbeit, die er zuletzt nahe begleitet hat. Die «unglaubliche Konsistenz» des Werks zeuge von «einer Konsequenz und künstlerischen Haltung, die zu seiner Zeit in der Schweiz wohl ohne Parallele sind».

Was das zuletzt geheissen hätte, lässt das letzte Bild «WK II» errahnen, ein fotografischer Probedruck, gedacht eigentlich für eine Grösse von über drei Metern, der linke Flügel eines Triptychons und als Teil einer ganzen Serie – fertig eigentlich, aber noch nicht gedruckt. Vielleicht werden dem letzten noch allerletzte Werke folgen. Weltkriegsbilder zum Schluss also, eine ganze «Ästhetik des Bösen» als letztes abseitiges Manifest, dass selbst im Schrecklichsten das Schöne nicht stirbt.

Galerie Soon, Münstergasse 62, Bern. Vernissage: Heute, ab 17.30 Uhr. Laudatio von Peter Fischer, 18.30 Uhr. Bis 16. Dezember

«Aperöle u flugsimulätörle»

Ben Vatter präsentiert im La Cappella sein erstes Soloprogramm «Gvätterle» und erntet dafür zu Recht euphorischen Beifall.

Gisela Feuz

Zehn Prozent der Ausdrücke habe sie nicht verstanden, obwohl sie doch auch schon seit 12 Jahren in Bern zu Hause sei, liess eine gebürtige Bündnerin gestern Abend im La Capella verlauten. Aber klingen selbst diese Ausdrücke toll. Liebhaber des Berner Dialekts kamen im Kulturlokal im Breitenrain tatsächlich voll auf ihre Kosten, denn auf der Bühne präsentierte Ben Vatter sein erstes Soloprogramm: «Gvätterle».

Wie auch in seinen Kolumnen, die Vatter seit 2013 regelmässig für den «Bund» verfasst, stand gestern im ersten Teil seines Programmes das Berndeutsch mit all seinen Facetten im Zentrum. Gleich zu Beginn des Abends ernannte sich Vatter selber zum «Bärndütsch-Psychopapst» und beleuchtete den Umgang der Berner

und Bernerinnen mit ihrem Idiom. Dabei erwies er sich als genauer Beobachter mit viel Gespür für Situationskomik, der sich über unsinnige Pluralbildungen («mini Täschen») ebenso ausliess wie über die Tendenz zur Umlautisierung («Männer» anstatt «Manne»). Zudem lobte Vatter die Kreativität und Effizienz des Berner Dialekts, sei darin doch ein Wort ausreichend, um etwas auszudrücken, wofür im Hochdeutschen mindestens fünf Wörter benötigt würden: «aperöle oder flugsimulätörle, zum Bispui».

Im Kopf eines Frauenmörders

Genüsslich zitierte Vatter in Vergessenheit geratene Ausdrücke, bildete neue, führte ad absurdum und reimte und kaluerte, dass es eine wahre Freude war. Dabei wechselte das Multitalent – Vatter war oder ist Mundartkolumnist, Musiklehrer, Chorleiter und Fasnachtstrompeter – zwischen dem Lesesessel und dem Klavier hin und her. Er sei schon als 10-Jähriger mit den Platten des Georg Kreisler in Kontakt gekommen; dieser sei eine grosse Quelle der Inspiration für ihn gewesen. Gleich wie sein Vorbild begleitet sich auch Vatter selber am Klavier, wo-

bei er Kreisler in puncto Sprachwitz und -virtuosität in nichts nachsteht.

Während die erste Hälfte von «Gvätterle» noch ganz im Zeichen der humoristischen Sprachbeobachtung stand, ging es nach der Pause thematisch eher düster und manchmal schon fast zynisch zu und her. So besang Vatter scharfzüngig die direkte Demokratie beziehungsweise den Volkssport Initiative einreichen», wobei er «Burka» auf «Furka» und «Synagoge» mit «Zoge am Boge» reimte und dabei



Er steht Georg Kreisler in nichts nach: Ben Vatter. Foto: Christoph Hoigné

pointiert Stellung bezog gegen ausgrenzende und menschenfeindliche Tendenzen. Bitterbö kommentierte er zudem Sensationsgeilheit von Boulevardjournalismus-Konsumenten und schaute in den Kopf eines Frauenmörders, der sich über eine Verwahrung mokiert, mit der ihm zwar schon des Öfteren gedroht worden sei, die er aber nie habe antreten müssen.

Zum Abschluss seines Programms lieferte Vatter eine Nummer, in welcher er sich über das Mitteilungsbedürfnis einiger Mitmenschen ausliess, wobei er tief in die Kiste mit «Schlämperlige» griff und auch mal ordentlich derb fluchte.

Ben Vatters erste Solodarbietung fand grossen Anklang beim Publikum, was dieses mit einer stehenden Ovation kundtat. Kein Wunder. Vatter bietet mit «Gvätterle» ein vielfältiges und höchst unterhaltsames Programm, in welchem Schabernack, tiefsinniger Humor und Absurdes ebenso Platz haben wie beissende Kritik an Politik und Gesellschaft. Und das alles auf exquisitem Sprachniveau. Taminomau.

Ben Vatter «Gvätterle», 5.1. und 26.1. im La Cappella

Bad Bonn und Fri-Son erhalten Geld

Zum ersten Mal haben das Migros-Kulturprozent und die Fondation Suisa kleine und mittelgrosse Schweizer Musik-Clubs ausgezeichnet. Mit einem Betrag von insgesamt 50 000 Franken wollen sie den Lokalen finanziellen Rückhalt geben und zu mehr Aufmerksamkeit verhelfen. Aus den 63 Clubs aus der deutschen und französischen Schweiz, die ihre Dossiers eingereicht haben, wurden ausgewählt: Bad Bonn in Düringen FR (20 000 Franken), L'Amalgame in Yverdon-les-Bains VD und Fri-Son in Freiburg (je 10 000 Franken), Café Bar Treppenhaus in Rorschach SG und La Parenthèse in Nyon VD (je 5000 Franken). Wie Migros-Kulturprozent in einer Medienmitteilung vom Mittwoch schreibt, habe die Jury jene Clubs ausgewählt, «die ein besonders kreatives Programm erstellen und unabhängig von ihrer Grösse den Schweizer Musikschaffenden viel Präsenz geben». Diesbezüglich habe Bad Bonn am stärksten beeindruckt, zumal der Club abseits der städtischen Zentren liege. Bad Bonn schaffe es, «richtungsweisende nationale und internationale Musiker sowie ein breites Publikum in Düringen zu versammeln». (sda)